

# Phoenix-Zeitung

Abt. Hoerder Verein  
Hoerde i. Westf.

Abt. Ruhrort  
Duisburg-Ruhrort.

Werkszeitung des Phoenix, A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb

1. Jahrgang.

Anschrift der Schriftleitung:  
Düsseldorf, Bendemannstraße 2.

26. September 1925.

Nachdruck sämtlicher Artikel erwünscht, sofern  
nicht ausdrücklich verboten.

Nummer 7

## Völkerbündliches.

Seit geraumer Zeit tagt in Genf die Vollversammlung des Völkerbundes, der eine kürzere Konferenz des Völkerbundsrates voranging. Gerade diese Tagung des Völkerbundes, die sechste ihres Zeichens, war in mehr als einer Beziehung sehr lehrreich, und gewährte dem aufmerksamen Beobachter einen tiefen Einblick in die politischen Strömungen, die dort erkennbar sind. Es lohnt sich, einmal der Geschichte des Bundes, so jung sie ist, nachzugehen und gerade die Beziehungen zu Deutschland aufzudecken, das man in letzter Zeit von allen Seiten so freundlich und dringend einlädt, in den Bund einzutreten. Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so weit zurück, da wollte man Deutschland überhaupt nicht in den Völkerbund hineinhaben. Das war zur Zeit des Abschlusses des Versailler Vertrages, den man sich so dachte, daß er vorläufig einmal in der jetzt diktierten Form bestehen bleiben solle, daß man dann später, wenn irgend möglich, Deutschland noch mehrere Glieder von seinem Körper abnehmen wollte. Als sich herausstellte, daß das schließlich doch nicht ganz so einfach war, wie man es sich gedacht hatte, besann man sich auf die Möglichkeit, das weitere durch den Völkerbund besorgen zu lassen, wo man bekanntlich die Macht und die Mehrheit hatte. Zudem war dann der Welt gegenüber ein freundlicher äußerer Schein gewahrt. Man konnte sich immer hinter der Entscheidung dieses „Friedensinstrumentes“ verkriechen. So kam es nacheinander zu den mehr oder weniger beeinflussten Abstimmungen in Schleswig, Eupen-Malmedy, Oberschlesien, West- und Ostpreußen, mit den daran anschließenden parteiischen Entscheidungen des Völkerbundes, zu dem Spruch über das Gultschiner Ländchen, zu den Versuchen an der Saar usw. Und nachdem der Völkerbund diese traurige Arbeit getan hatte, beugte sich auch die Frage eines Beitritts Deutschlands in den Kreis seiner Erwägungen zu ziehen. Die auf Gründung des Rheinstaates gerichtete und ebenfalls vom Versailler Diktat ausgehende Politik Frankreichs erlebte mit dem Ruhrabenteuer ihren Höhepunkt. Sie mußte nach dem Scheitern desselben als mindestens vorläufig völlig aussichtslos aufgegeben werden.

Damit fand jene Periode ihren Abschluß, die auf Benutzung der zahllosen, elastischen Bestimmungen des Versailler Diktates gegründet, eine weitere Schwächung Deutschlands nach Gebiet und Volkszahl zum Ziele hatte. Auf die Entscheidungen des Völkerbundes über Oberschlesien, Eupen-Malmedy und Schleswig konnte Deutschland keinen Einfluß ausüben, weil man es dabei nicht brauchen konnte. Bis alles das erledigt war, wollte man Deutschland nicht im Völkerbund haben. Nun ist es erledigt, und Deutschland darf kommen.

Nun aber, wo es soweit ist, müssen wir uns den Beitritt doch sehr überlegen. Was wir auf der jetzigen Tagung erlebten: die Behandlung der Mossulfrage, wo zweifellos ältere Rechte der Türken zu Gunsten Englands mißachtet werden sollen; ferner die Behandlung Oesterreichs, das man in seinem Wirtschaftselend ruhig sitzen läßt; endlich die Anerkennung der Minderheiten durch die Großmächte, — alles das läßt uns nicht gerade viel Freude an unserer Mitarbeit im Völkerbund ahnen.

Besonders merkwürdig ist die Haltung des Völkerbundes in der Abrüstungsfrage. Das große Ziel der allgemeinen Abrüstung der Völker müßte sich doch recht eigentlich gerade vor täglich vor Augen halten. Statt dessen gilt nach wie vor Frankreichs Satz: „Erst Sicherheit, dann Abrüstung!“

Sicherheit! — Nun ist es dazu gekommen, daß uns die Einladung zu einer Konferenz der Staatsmänner durch die Vörschafter Frankreichs und Englands feierlich überbracht worden ist. Ende September oder Anfang Oktober werden also unsere Minister mit ihren Kollegen aus Frankreich, England, Belgien, Italien und vielleicht sogar Polen oder der Tschechoslowakei an einem Tische sitzen und über dieses große Problem sprechen. So dringend es zu wünschen wäre, daß nun wirklich endlich Friede in Europa wird, damit das Wirtschaftselend ein Ende nimmt, ebenso wichtig ist es für Deutschland, daß es bis zum Äußersten seine Rechte wahrhaft und auf der Hut ist, in den von ihm verlangten Garantien nicht weiter zu gehen, sonst könnte es wirklich leicht dahin kommen, daß der Völkerbund, der vorläufig noch, wie diese Tagung erneut gezeigt hat, ein Organ der Siegerstaaten ist, erst Riemen aus der Haut Deutschlands schneidet und, nachdem dieses geschehen ist, Deutschland dem gleichen Völkerbund beitrifft und den so durch den Völkerbund geschaffenen Zustand nun auch seinerseits garantiert. Wir wollen uns auch nicht dadurch locken lassen, daß man vielleicht die Räumung der Kölner Zone zugesagt. Es ist unser Recht, diese Räumung zu verlangen. Sie hätte schon längst erfolgen müssen. Wir müssen vielmehr dahin streben, daß wir auf dem Boden unbedingter Gleichberechtigung zu einem Abkommen gelangen, das unsere Selbstständigkeit als Staat in jeder Weise sichert, uns anderen Staaten (Rußland) nicht unnötig verfeindet und die Möglichkeit zuläßt, das ganz ungeheuerliche Unrecht der Gestaltung unserer Ostgrenze wieder gut zu machen. Erst das ist der richtige Ausgangspunkt für uns.

als es seine Lebensnotwendigkeiten zulassen. Sonst könnte es wirklich leicht dahin kommen, daß der Völkerbund, der vorläufig noch, wie diese Tagung erneut gezeigt hat, ein Organ der Siegerstaaten ist, erst Riemen aus der Haut Deutschlands schneidet und, nachdem dieses geschehen ist, Deutschland dem gleichen Völkerbund beitrifft und den so durch den Völkerbund geschaffenen Zustand nun auch seinerseits garantiert. Wir wollen uns auch nicht dadurch locken lassen, daß man vielleicht die Räumung der Kölner Zone zugesagt. Es ist unser Recht, diese Räumung zu verlangen. Sie hätte schon längst erfolgen müssen. Wir müssen vielmehr dahin streben, daß wir auf dem Boden unbedingter Gleichberechtigung zu einem Abkommen gelangen, das unsere Selbstständigkeit als Staat in jeder Weise sichert, uns anderen Staaten (Rußland) nicht unnötig verfeindet und die Möglichkeit zuläßt, das ganz ungeheuerliche Unrecht der Gestaltung unserer Ostgrenze wieder gut zu machen. Erst das ist der richtige Ausgangspunkt für uns.

Reinhold Böck.



Erzlagerplatz der Abt. Ruhrort.

## Wirtschaftlicher Rundfunk.

Wir haben in letzter Zeit häufiger etwas über eine europäische Zollunion gehört, die eine wirtschaftliche Zusammenfassung der wichtigsten Staaten Europas zum Ziele haben soll, um so ein Gegengewicht gegen die immer unerträglicher werdende wirtschaftliche Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten von Amerika zu schaffen. Vor einigen Tagen fasste die mittlereuropäische Wirtschaftstagung in Wien eine Entschliessung, die das Hauptübel der europäischen Wirtschaftslage in der weitgehenden Vereinzelung der kleinstaatlichen Volkswirtschaften erblickt und der Schaffung eines ausgedehnten Wirtschaftsgebietes im Wege des Zusammenarbeitens wirtschaftlich aufeinander angewiesener Staaten anregt. Für dieses neu geschaffene Wirtschaftsgebiet müsste dann ein eigenes Zollregime, eine gegenseitige Vorzugsbehandlung, überhaupt eine Zusammenfassung aller wirtschaftlich bedeutsamen Einrichtungen geschaffen werden. Das ist ungefähr der Gedanke, der in den „Vereinigten Staaten von Europa“ liegt. Wer weiß, ob die allgemeine europäische Wirtschaftsnot ihn nicht schneller zur Tat werden lässt, als wir alle glauben.

Einen ähnlichen Gedanken sprach auf der Genfer Völkerbundsversammlung der bekannte französische Politiker Loucheur aus. Er forderte, daß der Völkerbund eine Kommission zur Vorbereitung einer Weltwirtschaftskonferenz einsetze, deren Aufgabe es sein werde, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu prüfen, die der allgemeinen Wohlfahrt der Völker entgegenstehen und die Mittel zu finden, durch welche die wirtschaftliche Krise überwunden und Konflikte vermieden werden könnten. Bei der Bearbeitung seines Antrages entschloß sich dem Franzosen das immerhin bemerkenswerte Geständnis, daß es namentlich wirtschaftliche Gründe seien, die die Völker in den Krieg trieben. — Ob er jetzt endlich etwas gemerkt hat? —

Der Gedanke einer Weltwirtschaftskonferenz ist zwar in der Theorie nicht übel. In der Praxis wird er, zumal wenn er vom Völkerbund getragen wird, schon deshalb zum Tode verurteilt sein, weil Amerika, das vom Völkerbund ganz und gar nichts wissen will, auf einer solchen Konferenz nicht mitmachen würde. Ohne Amerika ist aber die Wirtschaft der Welt nicht ins Gleichgewicht zu bringen.

In der Preissenkungsfrage ist jetzt die Regierung bereits mit Plänen gegen einige Textil-Kartelle vorgegangen. weil gerade dort der Unterschied zwischen Erzeuger- und Kleinverkaufsbreis durch Einschränkung vieler überflüssiger Zwischenhändler zu groß sein soll. — Das Kohlenhindernis hat der Ermäßigung der Umsatzsteuer durch Senkung der Kohlenpreise vom 1. Oktober ab um  $\frac{1}{2}$  v. H. Rechnung getragen. Ebenso hat der Stabeisenverband die Verkaufsbreise für Stabeisen zum gleichen Termin um 0,70 Mark die Tonne ermäßigt. — Daß die preussische Regierung zur Deckung des Haushalts-Defizits von 224 Millionen die Hauszinssteuer erhöhen will, dürfte im Zeichen des Preisabbaus doch ein recht verkehrtes Mittel sein. Denn gerade dadurch würde eine neue Belastung weiterer Volksschichten eintreten.

Der Generalagent für den Dawes-Plan hat jetzt die Schlussrechnung für das vor dem 1. Oktober zu Ende gehende erste Jahr des Dawes-Planes vorgelegt. Dennoch hat Deutschland durch Zahlung von 100,46 Millionen Reichsmark seine Verpflichtungen voll erfüllt. Mit welchen Opfern, sieht jeder an der völligen Bluteere

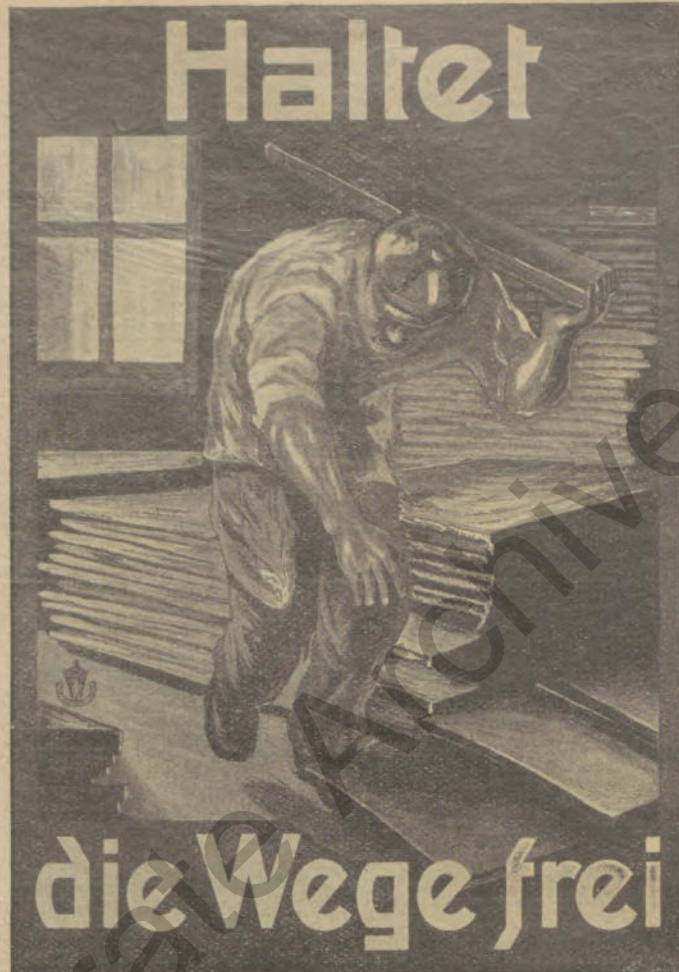
## Wahrheiten gegen Schlagworte.

Das Schlagwort behauptet, daß die Volksernährung mit dem Achtstundentag der Revolutionszeit sicher gestellt werden könnte. Deshalb müsse Deutschland den internationalen Vereinbarungen über den Achtstundentag beitreten.

Das Schlagwort meint, daß eine internationale Arbeitszeit, ein internationaler Achtstundentag, das höchste Ziel der Kultur wäre.

### Die Wahrheit

ist aber, daß dieser Internationalismus die deutsche Kultur zerstört, weil er die deutsche Wirtschaft zwischen dem Widerspruch zerreibt, der darin besteht, daß die früheren Feindstaaten Deutschland zur höchsten Steigerung seiner Warenausfuhr zum Zweck der Reparationszahlungen zwingen und dabei gleichzeitig die deutsche Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt mit allen Mitteln niederhalten wollen.



unserer Wirtschaft. Selbst die hochangesehene englische Zeitschrift „Financial Times“ ist zu der Erkenntnis gelangt, daß Deutschland bald nicht mehr in der Lage sein wird, seine Verpflichtungen weiterhin zu erfüllen und schlägt daher schon jetzt eine Konferenz vor, die sich mit Änderungen des Dawes-Planes befassen soll. — Das wäre vielleicht eine Aufgabe für die von Loucheur angeregte Weltwirtschaftskonferenz, wenn der Franzose dabei nicht in erster Linie an das Finanzelend seines eigenen Landes gedacht hätte.

Die deutschen Bankiers und der deutsche Großhandel haben getagt und in sehr sachverständiger Weise über den Ernst der Wirtschaftslage verhandelt. Reichsbankpräsident Dr. Schacht hat dort sehr richtig von einem „aufgeblähten Wirtschaftsapparat“ gesprochen, der bekämpft werden müsse. Leider könne aber die Reichsbank selbst ihre Geldpolitik nicht ändern, um die Währung nicht zu gefährden.

Da wir nun einmal im Zeichen des Abbaus stehen, so kann die oberste Wirtschafts-Korporation im Reiche daran nicht gut vorüber gehen. Der Reichswirtschaftsrat wird also auch abgebaut, und besteht künftig nur noch aus 126 Mitgliedern, statt bisher 326. Das wird an sich nichts schaden. Viel Köpfe, viel Sinne. Es kommt schließlich nur auf Qualität an. Immerhin hat die Erfahrung bestätigt, daß der Reichswirtschaftsrat doch für rein wirtschaftliche Fragen ein weit zweckmäßigeres Kollegium ist, als die durch politische Rücksichten gebundenen Parlamente.

Eine wichtige Sitzung fand in Düsseldorf statt, wo der Vorstand und der Hauptausschuß des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen über die augenblickliche Wirtschaftslage beriet. Dort fielen aus sachverständigem Munde die Worte, daß mit dem Schuldenmachen unter allen Umständen Schluss gemacht werden muß und daß eine geringere Produktion und ein geringerer Umsatz ohne Schulden besser ist, als viel Produktion und viel Umsatz mit Schulden. Sparsamkeit in der Wirtschaft, im öffentlichen und privaten Leben muß die Losung sein. Eine mögliche Verbollkommenung unserer Betriebe auf allen Gebieten, vor allem auf dem der Menschenwirtschaft, muß erstrebt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, hat der Verein deutscher Eisenhüttenleute ein deutsches Institut für technische Arbeitschulung gegründet, das unter der Leitung des Obergeringieurs Arnhold-Gelsenkirchen steht.

**Schonende Werkzeugbehandlung  
ist halbe Arbeit.**

## Zur Finanzpolitik der Gemeinden.

Wenn man die Haushaltspläne des Reichs, der Länder und Gemeinden miteinander vergleicht, so ergibt sich, daß bei den Ländern und bei den Gemeinden die Ausgabensteigerung eine viel höhere ist als beim Reich. Besonders die Ausgaben vieler Gemeinden sind übermäßig gestiegen. So betrugen z. B. bei einer Stadt, die 1913 15 700 und 1924 17 400 Einwohner zählte, die Ausgaben im Jahre 1913 460 200 Mk., im jetzigen Haushaltsjahr dagegen 1 328 600 Mk. In einer Gemeinde, deren Einwohnerzahl von 2000 auf 2500 gestiegen ist, erfuhren die Ausgaben eine Erhöhung von 8428 Mk. auf 358 300 Mk. In einer kleinen Gemeinde, deren Einwohnerzahl sich um rund 300 Personen erhöht hat, stiegen gleichzeitig die Ausgaben von 16 190 Mk. auf 48 730 Mk. Außerordentlich bedenklich ist, daß in fast allen Fällen die Ausgaben starke Neigung zum weiteren Steigen zeigen. Im erstgenannten Fall ist z. B. vom Haushaltsjahr 1924/25 auf 1925/26 der Haushaltsplan gestiegen um nicht weniger als 527 000 Mk.; allein diese Steigerung war höher als im Frieden die gesamten Ausgaben. Ein ähnliches Bild ergibt sich in dem zweiten Falle, wo die Ausgabensteigerung im letzten Jahr beinahe die Höhe der Gesamtausgaben in der Vorkriegszeit erreicht hat.

Es werden immer stärkere Zweifel laut, ob alle Gemeinden bestrebt sind, mit dem denkbar geringsten Aufwand den denkbar größten Erfolg zu erzielen. Vor allem ist fast allgemein die Anschauung verbreitet, daß die von den Gemeinden eingezeichneten Steuern zu einem unnötig großen Teil durch den Verwaltungsapparat verschlungen würden. Diese Ansicht ist im großen und ganzen richtig. In einer kleinen Gemeinde z. B. betrug der Kanzleiaufwand im Jahre 1913 8250 Mk., jetzt beläuft er sich auf 23 300 Mk.; die Ausgaben für Gehälter sind von 10 400 Mk. auf 100 000 Mk. gestiegen; die Entschädigung für Reisekosten usw. hat sich auf beinahe das Dreifache erhöht. In einer Gemeinde mit 2500 Einwohnern wurde die Verwaltung in der Vorkriegszeit mit einem Kostenaufwand von rund 8000 Mk. durch 7 Personen erledigt; jetzt sind dazu 13 Personen erforderlich mit einem Besoldungssatz von 38 460 Mk. In einer größeren Stadt stieg die Einwohnerzahl von 1914 auf 1925 von

35 790 auf 42 000 Personen. Der Beamten- und Angestelltenapparat dagegen erhöhte sich von 190 auf 309 Personen; die erforderlichen Ausgaben für Befoldungen stiegen von 245 790 Mk. auf 665 148 Mk. In einer kleinen Gemeinde wurde die Verwaltung 1913 von einem ehrenamtlichen Vorsteher und von einem Beamten geführt; jetzt sind dazu 11 Personen erforderlich. Ähnliche Fälle könnten noch beliebig weiter aufgezählt werden.

Die Gemeinden verweisen immer darauf, daß ihre Ausgaben für Wohlfahrtszwecke stark gestiegen seien. Aber auch auf diesem Gebiete könnte außerordentlich viel gespart werden, und zwar weniger an den eigentlichen sozialen Aufwendungen als am bürokratischen Apparat! In der Vorkriegszeit wurde eine ungeheuer reichhaltige Arbeit geleistet durch freiwillige und ehrenamtliche Tätigkeit. Diese ist jetzt völlig bürokratisiert worden. In einem größeren sächsischen Verwaltungsbezirk befassen sich außer den planmäßigen Beamten noch folgende Körperschaften mit der Wohlfahrtspflege: Bezirkstag mit 40 Mitgliedern, Bezirksausschuß mit 8 Mitgliedern, Bezirksfürsorgeausschuß mit 28 Mitgliedern, Arbeits- und Beschwerdeausschuß mit 6 Mitgliedern, Jugendwohlfahrtsausschuß mit 15 Mitgliedern, Beirat des Ausschusses für soziale Fürsorge der Kriegesbeschädigten und Kriegshinterbliebenen mit 6 Mitgliedern. Alle diese Personen bekommen natürlich neben angemessenen Tagegeldern noch Ersatz für ihre Auslagen bzw. für entgangenen Verdienst. Daß angesichts dieser Aufwendungen für die eigentliche soziale Fürsorge nur ein verhältnismäßig bescheidener Betrag übrig bleibt, dürfte selbstverständlich sein.

Es wäre dringend zu wünschen, daß endlich die Aufsichtsbehörden von ihren Besorgnissen den Gemeinden gegenüber härteren Gebrauch machten, um wenigstens bei den schlimmsten Mißständen Abhilfe zu schaffen!



Blick in die Kolonie Steinfühlerweg, Hoerbe.

130 000 Volt durch Kabel. Die Mailänder „Società interregionale de elettrifica“ hat dieser Tage mit der Elektrizitätsgesellschaft, der „General Electric Company“, einen Vertrag über die Lieferung von Kabeln für eine Spannung von 130 000 Volt abgeschlossen. Die „New York Edison Company“, die New York mit Licht und Kraft versorgt, hat sich entschlossen, 60 Kilometer dieser Kabel von 130 000 Volt Spannung in der Stadt unterirdisch zu legen.

## Auch der frumme Nagel hat Materialwert! — Wirf ihn nicht fort!

### Erlebtes auf S. M. S. „Karlsruhe“.



Es war am 14. Juni 1914, als S. M. S. „Karlsruhe“ ihre Ausreise antrat, um die in mexikanischen Gewässern freizugehende „Dresden“ abzuholen. Eine große Dienstreife hatte sich am Kieler Hafen versammelt, um uns die letzten Abschiedsworte zuzuwenden. „Wach! denn, muß! denn, zum Stadte hinaus“ ertönt es von unserer Bordkapelle, und langsam fuhr unser Schiff aus dem Hafen, vorbei an den Köpfen unserer Gäste, deren Mannschaften an Deck Aufmerksam genommen hatten, um ihren scheidenden Kameraden als letzten Gruß drei traurige Hurras zuzurufen. Noch einmal waren die Angehörigen, Freunde und Bekannten zur Seite des Kaiser-Wilhelm-Kanals geeilt, um ihre lieben Angehörigen und mit ihnen das neue stolze Schiff langsam entschwinden zu sehen. Ob wohl einer von ihnen ahnte, daß er seinen Heimatorten nicht wiedersehen würde?

Nach wenigen Stunden Kanalfahrt war die Elbmündung erreicht und bald war auch Helgoland als letztes Stückchen deutscher Erde unseren Augen entchwunden. Nachdem wir noch verschiedene atlantische Häfen angelaufen hatten, erreichten wir in den ersten Tagen des Juli den Hafen von Kingston auf Jamaika. Hier begegneten wir dem englischen Kreuzer „Verwit“, mit dem der übliche Salut gewechselt wurde. Niemand dachte damals daran, daß wir bei einer späteren Begegnung, die wir mit dem „Verwit“ hatten, unsere Salutpatronen mit scharfen Granaten vertauschen müßten. Mitte Juli trafen wir mit der „Dresden“ in Kingston zusammen, wo der Kommandantenwechsel erfolgte. Unser Reisezettel sollte uns nicht mehr erreichen. Nachdem wir noch einmal unsere Kohlenvorräte aufgefüllt hatten, diesmal in Havana, gingen wir am Morgen des 30. Juli wieder in See. Wenige Tage darauf erreichte uns die Nachricht vom Ausbruch des Krieges. Unser Kommandant ließ die Mannschaft antreten und in schneidigen Worten erinnerte er uns an unsere Pflichten. Er schloß mit einem dreifachen Hoch auf das Vaterland, in das die Begeisterung eintimmte. — Auf unser Schiff konnten wir uns verlassen, und wo unsere Artillerie nicht ausreichte (wir hatten nur zehn 10,5 Zentimeter Schnelladefanonien an Bord), konnten wir getrost auf die Schnelligkeit des Schiffes bauen. In der Nacht zum 5. August erhielten wir auch auf drahtlosem Wege die Nachricht, die wir alle erwartet hatten: daß England an Deutschland den Krieg erklärt habe! Wieder versammelte der Kommandant seine Belegschaft. In markigen Worten teilte er uns die Kriegserklärung der Briten mit. Drei begeisterte

Hurras folgten; dann rollten über die Wogen des Ozeans, aus frähtigen deutschen Seemannslungen gesungen, „Es braust ein Auf wie Donnerhall“ und danach „Deutschland, Deutschland, über alles“ dahin.

Schon am 6. August sollten unsere Geschütze ihren ehernen Gruß den Briten entsenden.

Bei Tagesanbruch wurde vom Postenansatz „ein Fahrzeug voraus“ gemeldet. Sofort wurde mit Trommel und Horn „Mar Schiff zum Gejacht“ angeschlagen und jeder „flog“ auf seine Geschützstation. In wenigen Minuten war alles geschäftig. Jedoch sollten die Kanonen noch nicht sprechen, denn wie es sich herausstellte, war es unser „Kronprinz Wilhelm“, den wir nun in einen Kreuzer verwandelt, moem wir ihn zwei Geschütze, Maschinengewehre, Wundtton und Mannschaften zu ihrer Bedienung an Bord gaben. Noch am gleichen Tage hatten wir eine Begegnung mit den englischen Kreuzern „Verwit“ und „Drift“. Im Nu war alles klar zum Gejacht und Salvo auf Salvo fanden wir unseren Gegnern hinüber. Inzwischen war auch der Panzerkreuzer „Suffort“ soweit angekommen, daß auch er ins Gejacht eingreifen konnte. Es entspann sich ein lautes Gejacht von ungefähr ¼ Stunden Dauer. Durch ein geschicktes Manöver unseres Kommandanten drehten wir so ab, daß wir die drei Kreuzer achtern hatten. Zu unserer Genugung konnten wir bemerken, daß einer der feindlichen Kreuzer von unserer Artillerie getroffen war. Die feindlichen Kreuzer blieben mehr und mehr zurück und waren bald nur noch als schwache Punkte am Horizont sichtbar, die nach kurzer Zeit ganz verschwanden.

Da unser Kohlenvorrat zur Neige ging, mußten wir ihn so schnell wie möglich wieder auffüllen. Zu diesem Zwecke ließen wir St. Juan de Portorico an. Die Einwohner machten ersaunte Gesichter, als unser Schiff in den Hafen einlief; die Ursache sollten wir bald erfahren. Während des Gefechtes hatten wir nämlich, um uns vor Splitterwirkung zu schützen, Boote und sonst überflüssiges Geschütz einfach über Bord geworfen, das der Engländer später auffand. Da von der „Karlsruhe“ nichts mehr zu sehen war, glaubte er, daß sie im Gefecht vernichtet wurde und langte auf dem Grunde des Meeres ruhe.

Da wir, um nicht interniert zu werden, innerhalb 24 Stunden wieder in See gehen mußten, wurde mit allen Kräften gefloht. Abends war die Arbeit vollbracht, und sofort ging es wieder geschäftig in See.

Eines Nachmittags kam uns ein englischer Dampfer in den Weg. Als er die deutsche Kriegsschiffe sah, suchte er zu entkommen. Ein Schuß vor den Bug befehlte ihn, daß es kein Entkommen mehr gab. Er stoppte. Die Preisbesatzung untersuchte das Schiff. Es hatte Gardisschiffe geladen und wurde auf Befehl des Kommandanten versenkt. Schon am nächsten Morgen folgte ihm ein weiteres, und in kurzer Zeit hatten wir fünf englische Kohlendampfer in die Tiefe geschickt.

## Ein vorzeitlicher Schädelfund.



Tiefreichende Aufschachtungsarbeiten im hiesigen Bergbaubezirk haben nicht selten wohlerhaltene Knochenreste größerer Tiere aus Erdperioden zu Tage gefördert. So im Felde der Zeche Auguste Viktoria wurde vor kurzem bei Kanalarbeiten an der Lippe ein bemerkenswerter Fund gemacht, der Gegenstand einer kurzen Betrachtung sein soll. Wie die Untersuchung des Knochenrestes ergibt, handelt es sich um den Schädel eines Rhinoceros, dessen Unterkiefer leider nicht mitgefunden wurde. Der in drei Ansichten (Seitenansicht, Ansicht von oben und von unten) in Abb. 1, 2 und 3 wiedergegebene Schädel zeigt einen ausgezeichneten Erhaltungszustand. Sogar die Oberkieferzähne sind noch vorhanden. Irgendwelche Abrostung oder Knochenabbrüche sind nicht zu bemerken. Die Größe des Schädels beträgt in der Länge rund 75 Zentimeter, in der Breite rund 28 Zentimeter und in der Höhe rund 20 Zentimeter. Hiernach und nach der Beschaffenheit der Zähne gehört der Schädel einem ausgewachsenen Schädel. Zwei stark geraubte Stellen auf der Oberfläche des Schädels bezeichnen die Anwachsstellen der Hörner, die, aus Hornmasse bestehend, nur in den seltensten Fällen versteinert erhalten sind.

Die Fundstelle liegt in der Baugrube des Dückers bei Siedungsmühle nicht weit von der Lippe (Blatt Buxen). Nach dem von



Seitenansicht des Schädels.

der Marscheiderlei der Zeche angefertigten genauen Profile wurde der Fund bei + 30,55, d. h. bei rund 4,4 Meter unter der Tagesoberfläche in gelbem, mit grobem Kies durchsetzten Sande gemacht. Uebertagert wird die Kiesbank von rund 3 Meter mächtigen weißen Sanden und 0,90 Meter mächtigem lehmigen Sand und Mutterboden. Unter der Fundschicht stehen grüne, tonige Mergel Tere von gewöhnlicher Größe an. Nur wenige Schädelreste aus dem Ruhrrevier zeigen größere Ausmaße.

In dem Rhinoceros haben wir ein eiszeitliches Tier zu sehen, das nächst dem häufigsten Vertreter der eiszeitlichen Tierwelt, dem Mammut, einen der kennzeichnendsten Vertreter darstellt. Das in der Wissenschaft als „Rhinoceros antiquitatis“ oder „Rhinoceros tichorhinus“ bezeichnete Tier wird wegen seines häufigen Vorkommens im sibirischen Eise bezw. wegen seiner Behaarung auch das sibirische oder das „wollhaarige Nashorn“ genannt. Plump gebaut und mit dreizehigen Füßen ausgestattet war das zu den Huftieren zu zählende Tier mit dichten, in Büscheln stehenden

und an Hals und Bauch lang herunterhängenden braunroten Haaren bekleidet. Auf der durch eine kräftige, knöcherne Scheidewand versteiften Nase saßen zwei Hörner, ein größeres nahe dem Ende der Nase von einer Länge bis zu 1,20 Meter und ein kleines nicht ganz in der Mitte des senonen Kreide an. Nach unserer Kenntnis der das Kreidegebirge überlagernden jüngeren, dem Diluvium zuzurechnenden Schichten, handelt es sich in den kieseligen Schichten der Fundstelle um Bildungen der zweiten Eiszeit.

Bekanntlich hat von den drei bis jetzt in Norddeutschland festgestellten Vereisungen, d. h. Ueberdeckungen des Landes mit einer bis zu mehreren



Ansicht des Schädels von vorn.

100 Meter mächtigen, von Skandinavien ausgehenden Eisbede, nur eine einzige unsere Provinz Westfalen erreicht, und zwar die zweite Vereisung. Sie reichte bis an die deutschen Mittelgebirge heran, in Westfalen also bis an den Fuß des rheinischen Schiefergebirges, stellenweise die Ruhr überschreitend. Hier kamen die Gletscher zum Stillstand und zum Abschmelzen. Bei ihrem Rückzug hinterließen sie eine mit Gesteinen aus dem Norden gepackte, tonig-sandige Mergelschicht, die sogen. Grundmoräne des Inlandgletschers. Durch die beim Abschmelzen des Eisraumes entstandenen Sammelzungen wurde diese Schicht zum größten Teile wieder weggeräumt, sodaß nur stellenweise eine grobe Kieseldecke übrig blieb.



Schädelansicht von unten.

An das Zurückweichen des Eisraumes nach Norden schließt sich das Vordringen großer Säugetiere und des Menschen unmittelbar an. Daher erklärt es sich auch, daß wir in den dieser zweiten Eiszeit angehörenden Kiesen, den sogenannten Knochenkiesen, so häufig Reste der Tiere finden, die nahe dem Rande der Gletscher lebten, so das Mammut, das wollhaarige Nashorn, den Urwisent, den Auerochsen, den Riesenbär, den Moschusochsen, das Rentier u. a.

## Seid sparsam mit Öl! — Öl ist flüssiges Gold!



S. M. S. Kreuzer „Karlruhe“.

Neben verschiedenen größeren und kleineren Dampfern, die wir nach und nach aufstiegen, wurde auch der holländische Dampfer „Maria“ mit einer Zweienadung für England im Werte von 7000 Dollar versenkt. Unser letztes Opfer, unser siebenzehntes, war der Passagierdampfer „Van Daa“. Er hatte mehr als 200 Passagiere an Bord, die auf unserer Begleitdampfer „Assuncion“ übersteigen mußten und auf einer brasilianischen Insel abgesetzt wurden. Ein anderer Begleitdampfer, „Krefeld“, hatte 500 Passagiere von versenkten Dampfern an Bord genommen und diese auf Teneriffa gelandet.

So kam auch der 4. November, der für uns so traurig enden sollte. Der Tagesdienst war vorbei und die Mannschaft war beim Abendbrot. Wie so häufig zur Erheiterung sollte auch an diesem Abend die Worttapelle spielen. Ich selbst war gerade mit dem Abendessen fertig und ging an Deck, um etwas Abendluft zu genießen. Ich sah vorn am B. V. 2. Geschütz. Neben mir stand ein Oberheizer, den ich schon von der „Bremen“ her kannte. Wir hatten uns noch keine 5 Minuten unterhalten, als ein furchtbarer Knall erfolgte. Vor meinen Augen sah ich nur eine ungeheure Feuerfäule und im großen Bogen flog ich über Bord. Im Gesicht, an Händen und Füßen spürte ich einen brennenden Schmerz, dann schlossen sich die Wunden über mir. Nur einen kurzen Augenblick verließen mich die Sinne, dann kam ich an die Oberfläche. Es herrschte Finsternis. Etwa 400 Meter voraus sah ich die „Karlruhe“. Das ganze Vorderdeck war unterm ersten Schornstein glatt abgeschnitten und sank in die Tiefe, und mit ihm so viele liebe Kriegskameraden, mit denen ich Freuden und Leiden dieser ersten Tage geteilt hatte. Das war das Wert eines Augenblicks. Das Wasser schlang mich noch. Neben mir mußten noch andere Kameraden im Wasser liegen, denn ich hörte deren Hilferufe. Ich klammerte mich an ein Wrackstück, um nicht unterzugehen; doch ich war so schwach geworden, daß ich mich nicht lange halten konnte; wieder füllte ich, wie die Wellen mir überm Kopf zusammenbrachen. Wie auf einem Film rollte sich die Vergangenheit vor mir ab. Ich dachte an die Lieber dabei, an Vater, Mutter und Geschwister. Noch einmal raffte ich all meine Kräfte zusammen und arbeitete mich an die Oberfläche empor. Und Gott stand mir bei, denn als ich um Hilfe rief in dieser höchsten Not, da hörte ich das Plätschern von Riemern im Wasser.

Lauter, mit Aufbietung der letzten Kräfte, schrie ich noch einmal: „Hilfe, Rio Negro!“ („Rio Negro“ war ein Dampfschiff der „Karlruhe“ und wurde dann unser Rettungsschiff), und aus dem Boot antwortete es: „Wir kommen!“ Gleich darauf jagte das Kommando: „Nennen ein!“ Ein Boot, das auf der unglückseligen noch liegenden suchte, hatte mein Rufen gehört und war herbeigeeilt. Zwei Matrosen beugten sich heraus, um mich den Fluten zu entreißen.

Ich fühlte starke Schmerzen, denn an Armen und Beinen und auch am Kopf hatte ich schwere Brandwunden. Bald waren wir bei „Rio Negro“ längsgeleitet, wo ich sofort ins Lazarett gebracht wurde. Irgendwo auf dem Wasser erich ein brechendes Durra. Es war die würig gewundene Begleitung unseres letzten Schiffes, die sich in Rettungsboote verand und dem eben verunglückten Schiff diesen letzten Gruß nachjagte. 20 Minuten hatte ich das Rettungsboot noch auf den Wellen gewartet. Mit ihr waren der Kommandant, der 8. Offizier und 261 Mann in die Tiefe gesunken! Die holze „Karlruhe“ war das Opfer einer Explosion, die im Munitionsraum durch Unvorsichtigkeit eines Kameraden verursacht worden sein mußte. Vorbei war's nun mit unserem Tagen; unser „Gespenserschiff“, der Sarg der englischen Stauffahrt, war für immer verschwunden.

Ich wurde im Schiffslazarett verbunden, in eine Kiste gebettet und sorgfältig gepflegt. Neben mir lag ein Heizer, der juchbare Schmerzen auszuheilen hatte, denn er war über und über mit Brandwunden bedeckt. Der erste Offizier kam häufig zu uns und erkundigte sich nach unserem Befinden. Stets hatte er ein herzliches Trostwort für uns; auch teilte er uns mit, daß er beabsichtige, mit der „Rio Negro“ nach Deutschland zu fahren. Noch einen unserer Kameraden mußten wir in den Fluten begraben. Er hatte bei der Explosion so schwere Verletzungen erlitten, daß ihm ein Bein amputiert werden mußte. Kurze Zeit darauf war er jenen Verletzungen erlegen und wurde nach Seemannsart feierlich in die Tiefe versenkt.

Unsere Reise nach Deutschland ging sehr langsam von statten, denn unser Schiff lief nur 8–10 Seemeilen. Um den englischen Patrouillenschiffen zu entgehen, fuhren wir ziemlich weit nördlich um England herum, zunächst der norwegischen Küste zu. Ein furchtbarer Sturm machte uns noch kurz vor unserem Ziel viel zu schaffen. Wer beschreibt unsere Freude, als wir eines Morgens deutschen Torpedobooten begegneten, die uns nun sicher nach Deutschland geleiteten! In stolzer Freude und mit einem kräftigen Hurra begrüßten wir die Heimat.

Weitere Eindrücke über Kriegserlebnisse von Belegschaftsangehörigen nimmt die Schriftleitung zur Prüfung und Bearbeitung stets gern entgegen.



## Ein Gang durch die Abteilung Ruhrort.

I.

Der Erzumschlag am Rhein einst und jetzt.



Ehe wir heute mit einem Rundgang durch die Anlagen des Phoenix in Ruhrort beginnen, wollen wir uns vergegenwärtigen, daß ein großer, zuverlässig arbeitender Apparat erforderlich ist, um das Hüttenwerk mit den für die Gewinnung von Eisen und Stahl erforderlichen Hauptrohstoffen, mit Kohle und Erz, stets sicher zu versorgen. Während die Kohle in den eigenen Becken des Phoenix im Ruhrgebiet gewonnen wird und daher nur verhältnismäßig kurze Wege bis zu ihrer Verwendungsstelle zurückzulegen hat, gelangt das Erz heutzutage fast ausschließlich erst nach langer Seereise, — meist aus Schweden, doch auch aus Spanien und Nordafrika, ja selbst aus Amerika und Asien stammend — und nach Umschlag in Rotterdam in Rheinfähne zu uns. Lediglich die zur Verhüttung gelangenden Inlanderze werden auf dem unmittelbaren Eisenbahnwege herangeführt. Soweit nicht andere Umstände mitsprechen, hat natürlich immer der billigere Wasserweg den Vorzug. Das war auch in früheren Zeiten schon so, als noch fast ausschließlich die Rot- und Brauneisensteine des Lah- und Dillgebietes verhüttet wurden, die in Oberschlesien in Rähne umgeschlagen wurden, welche sie zur Schiffslöschstelle des Phoenix am Rhein, dem sogenannten Luftball, brachten.

In jenen Kindertagen des Phoenix herrschte dort noch ein primitiver Betrieb. Eine Kaimauer war nicht vorhanden, die kleinen Rähne legten, so gut sie konnten, an, und über Gangbretter wurde in Tragkästen und Schiebsarren das Erz an Land gebracht. Die Leistungen dieser Arbeitsweise, so gering sie waren, genügten den damaligen bescheidenen Ansprüchen der Hütte. Später wurden auf in den Rhein vorspringenden Böden feststehende Dampfkräne aufgestellt.

Doch das Kind Phoenix wurde größer und stärker, und die Hochöfen verlangten immer stürmischer Nahrungsmengen, die mit den vorhandenen

Erz wurde in den Schiffen durch Ladekolonnen, die aus besonders kräftigen Leuten, meist Holländern, gebildet waren, von Hand in Klappflüßel geladen, die die Krane, soweit das Gut unmittelbar zur Hütte ging, in kleine Muldentipper entleerten, soweit es aber zur Lagerung bestimmt war, in Loren umschlagen, die auf dem Lagerplatz zwischen Kaimauer und Rheindeich gestürzt wurden. Dieses Erzlager hatte den Nachteil, daß es mehrmals im Jahre vom Hochwasser überflutet wurde; auch mußte bei Bedarf von Hand aufgeladen werden. Die Abfuhr der schmalspurigen Muldentipper zur Hütte geschah durch kleine Dampflocomotiven, die 20—30 Wagen mit einer Nutzlast von etwa 150 Tonnen befördern konnten. Dabei mußten vier Straßen im Niveau gekreuzt werden, woraus schon damals manche Gefähr-



Erzhochbahn.



Erzumschlagplatz am Rhein.

Einrichtungen nicht heranzuschaffen waren. Man schritt zum Bau einer 430 Meter langen Kaimauer, die heute noch besteht, und deren Krone fünf Meter über dem Ruhrorter Nullpegel liegt. Das Flußbett davor wurde ausgebaggert. Nun konnten auch die größeren Rähne mit den ausländischen Erzsorten, auf die die Hütte, namentlich nach Einführung des Thomasprozesses mehr und mehr angewiesen war, anlegen. Fünf fahrbare Krane, davon 4 mit Dampf- und einer mit elektrischem Antrieb, von zwei bis fünf Tonnen Tragfähigkeit wurden hier aufgestellt. Das

dungen und Störungen des Straßenbetriebes erwachsen, die bei dem heutigen starken Automobilverkehr unerträglich wären. Jahrzehntlang fuhren diese Erzzüge Tag und Nacht über Flora-, Apostel-, Gmscherhütten- und Kaiserstraße, und das Fauchen der Lokomotiven, das Getrappel der Räder und das Krachen der beim Bremsen auffahrenden Muldentipper war sicherlich kein melodischer Schlummergesang, der manchen Anwohner manchmal in Verzweiflung und zu Bornesausbrüchen gegen die verfl. . . . Vimmelbahn gebracht haben mag. Auf dem Werke wurden die Muldentipper auf hochstehenden Betonmauern von Hand zur Entleerung in die Möllerballe gebracht, eine Arbeit, die eine große Anzahl besonders geschulter Leute verlangte, von denen aber trotzdem beim Kippen auf den schmalen Pfeilern ein zeitweiliges Abstürzen von einem oder mehreren Wagen in die Tiefe nicht verhindert werden konnte. Der Kippbetrieb stellte große Anforderungen an die körperliche Gewandtheit der Arbeiter, die mit Haken zum Losschlagen der Erz bewaffnet wie die Siouxindianer auf den mit Wasserdampf auf die ansteigenden Pfeiler fahrenden Zug springen mußten. Der Handbetrieb des Ladens und die geringe Tragfähigkeit der Krane am Rhein brachten es mit sich, daß nur etwa 500 Tonnen Erz in 24 Stunden gelöscht werden konnten. Andererseits ging oft viel Zeit damit verloren, daß trotz eines Partes von 150 Wagen auf die Verladung derselben gewartet werden mußte.

Die rastlos fortschreitende Entwicklung des Werkes machte schon vor Kriegsausbruch eine grundlegende Aenderung des Hafentischbetriebes zur zwingenden Notwendigkeit, aber der Krieg und die Revolutionszeit mit ihren Folgen verhinderten für lange Jahre die Ausführung der Entwürfe, die zum Teil schon fertig ausgearbeitet vorlagen. Erst 1920 konnte der erste Spaten-



Der Erzhafen Bulea in Schweden.

sich erfolgen, nachdem die Entwürfe mit Rücksicht auf die großen Kosten noch vielfachen Umänderungen unterworfen worden waren. Der Grundgedanke des großen Werkes war: Einschränkung der schweren Handarbeit auf das geringste Maß. Zu dem Zwecke wurden zwei Portal-drehkrane von je 20 Tonnen Tragkraft beschafft, die mit Greifern für 12 Tonnen Nutzlast ausgestattet sind. Dadurch entfällt jetzt das schwere und viele Arbeitskräfte erfordernde Laden im Schiffsraum fast restlos. Nur das Aufhaken und Ausputzen der letzten Erzreste muß heute noch von Hand geschehen. Zur vollen Ausnutzung der großen Leistungsfähigkeit der Krane sind zwei fahrbare Zwischenbunker von je 250 Kubikmeter Inhalt eingeschaltet, die durch Aufnahme der Erze ein ununterbrochenes Durcharbeiten der Greifer auch dann ermöglichen, wenn die Transportwagen von der Hütte nicht rechtzeitig zurück sein sollten. So ist erreicht worden, daß mit den zwei Kranen bei 12 Mann Belegschaft in 20 Arbeitsstunden etwa 5000 Tonnen Erz gelocht werden, während die fünf alten Krane mit 80 bis 90 Mann nur die Hälfte bewältigen konnten. Ein schon von der alten Anlage her vorhandener Brecher zum Zerkleinern grobstückiger Erze kann seine für die Hochofen so segensreiche Tätigkeit weiter verrichten, nachdem er auf ein hohes Eisengerüst gestellt worden ist, unter das die Bunker zur Aufnahme des gebrochenen Erzes fahren.

Die erwähnte hohe Leistung der Drehkrane war nur durch gleichzeitige grundlegende Änderung des Erzabfuhrbetriebes zu erreichen. Das Schmalspurgleis mußte der Normalspur weichen, die Straßenkreuzungen mußten fortfallen. So entstand in verhältnismäßig kurzer Zeit aus Eisenbetonjochen hoch über dem Straßenniveau die vorläufige eingleisige Hochbahn, die ihre Zweckmäßigkeit bald voll beweisen konnte. Dem Transport der Erze von den Portalkranen zur Hütte dienen 50 Tonnen Talbot-Selbstentlader und fahrbare 20 Tonnen Hüttenwagen. Schmucke elektrische Lokomotiven bringen die Züge — jedesmal 4 Selbstentlader — zu den 10 000 Kubikmeter fassenden Erzbunkern der Hochofen, wo die Entleerung durch einen Handgriff im Augenblick erfolgt. Die Hüttenwagen dagegen werden einer Verladebrücke auf dem Schlaackenbergr zugestellt, die — den 450 Meter langen Erzlagerplatz mit Raum für 200 000 Tonnen Erz überfahrend — 12 Wagen in der Stunde zu tippen vermag. Die schnelle Beladung der Wagen, die dazu nur wenige, körperlich gering beanspruchte Leute erfordert, gewährleistet einen schnellen Wagenumsatz, so daß ein kleiner Wagenpark ausreicht.

Neben dem Transport der Erze dient die Verladeanlage am Rhein auch dem Abtransport der Erzeugnisse des Werkes. In nicht wiederzuerkennender Form verlassen da am gleichen Ort, wo sie ihn einst betreten, die Erze hauptsächlich als Walzerzeugnisse — Blöcke, Stabeisen, Schienen und dergl. — den Rhein, um wieder in alle Welt hinauszugehen. Einige der kleinen Krane der alten Anlage verdienen sich da noch das Gnadenbrot.

In den Jahren höchster wirtschaftlicher Not, innerer Wirren und schwersten Feindesdruckes entstanden, haben die Umschlaganlagen am Rhein sich als gesundes und leistungsfähiges Ingenieurwerk erwiesen, das alle Erwartungen, die auf es gesetzt wurden, voll erfüllt hat und auf lange Jahre hinaus den Anforderungen eines fortschreitenden Betriebes genügen dürfte.

## Ein Gedenktag.



Am 22. September 1925 waren es 46 Jahre, seit auf der Hermannshütte in Hoerde mit Erfolg das Thomasverfahren aufgenommen wurde. Die Entdeckung dieses Verfahrens hatten im Jahre 1878 die Engländer G. Thomas und P. C. Gilchrist gemacht. Die Direktion des Hoerder Vereins unternahm im Frühjahr 1879 eine Reise nach England, um sich an Ort und Stelle von der Bedeutung der Erfindung zu überzeugen. Im Mai 1879 erfolgte daraufhin der Erwerb des Thomaspatentes für Deutschland gemeinsam mit den Rheinischen Stahlwerken, und für Österreich allein durch den Hoerder Verein. Da die große Mehrzahl der deutschen und österreichischen Stahlwerke schon in den nächsten Jahren zur Herstellung von Thomasstahl übergingen, konnte der Hoerder Verein aus dem Verkauf der Erlaubnis beträchtliche Gewinne erzielen, die ihm für die Aufnahme des neuen Verfahrens sehr zustatten kamen.

Durch das Thomasverfahren wurde der Verwendungsmöglichkeit der phosphorhaltigen lothringischen und luxemburgischen Erze die Bahn geebnet und den deutschen Werken die Möglichkeit gegeben, die englische Flußstahlerzeugung allmählich zu überflügeln.

Die Verdienste des Hoerder Vereins um die Einführung des Thomasverfahrens, das der deutschen Eisenindustrie so ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten eröffnete, werden in der Geschichte der deutschen Flußstahlerzeugung unvergänglich bleiben!

## Von der Beleuchtung auf der Hermannshütte in Hoerde.



Heute ist es selbstverständlich, daß die Hütte im Glanze Hundertter von Glühlampen erstrahlt und jede Arbeitsstätte und jeder Weg gut beleuchtet ist. Die erste elektrische Beleuchtung entstand vor 40 Jahren; es war dies eine Errungenschaft sondergleichen. Wer kennt heute noch den Kummer des Elektrikers, der sich mit den ersten Vogenlampen herumzuschlagen mußte? Darüber erzählt mein Gewährsmann: Mitte der achtziger Jahre gab es auf dem „Hermann“ zwei stattliche Dampfmaschinen für Dynamobetrieb, die jede ihren eigenen Weg gingen und einen bestimmten Wertstoff mit Licht versahen; ein Dynamo machte Strom für 20, der andere für 8 Vogenlampen. Das waren gefährliche Maschinen, denn sie machten Gleichstrom von 1000 Volt. Alle Lampen eines

jeden Stromkreises hingen hintereinander geschaltet, was bei einem Defekt an der Zu- oder Verbindungsleitung zum Erlöschen sämtlicher Lampen führte. Mit Werkzeug und Petroleumlampe zogen dann zwei Mann in die Dunkelheit hinein, um die defekte Stelle zu suchen. Dieser Zustand trat recht oft ein, ganz abgesehen von den Störungen an den Dynamomaschinen, die ordentlich funken mußten, sonst arbeiteten sie eben nicht richtig. Dazu kam der Uebelstand, daß die Kohlen der Vogenlampen nur 8 Stunden brannten. Mitten in der Nacht zogen wiederum zwei Mann mit Petroleumlampe und Holzzange bewaffnet los, um neue Kohlen einzusetzen. Hohe hölzerne Masten trugen die Lampen, die an Drahtseilen mit Gegengewichten auf und ab bewegt werden konnten.

Im Anfang der neunziger Jahre kam das Glühlicht auf. In der früheren Mechanischen Werkstatt, im Stahlwalzwerk und in der alten Walzendreherei wurden Dampfmaschinen von 25 bis 50 PS. aufgestellt, die Vogenlampen und Glühlampen mit 150 Volt Gleichstrom speisten. Dies bedeutete einen enormen Fortschritt, trotzdem die Schaltbretter in den drei Schaltstationen die richtigen Selbstmordapparate waren. Auf Holz waren Kupferschienen montiert, Messingbügel trugen ohne jeden Schutz Weidraht-Sicherungen, die bei Kurzschlüssen das schönste Feuerwerk verursachten. Das Vieh spritzte in alle Ecken, das Schaltbrett ging in Flammen auf. Mit bereitliegenden Lächern und Wasser, das vorsichtshalber in Eimern dastand, wurde das Feuer gelöscht. Mancher Unfall ist dabei entstanden.

Das Jahr 1897 wurde zum Revolutionsjahr. Längs der Eisenbahn, die das Hochofenwerk mit der Hütte verbindet, wurden große Masten, Drähte wurden gespannt bis zur alten Mechanischen Werkstatt. Der Gleichstrom war erledigt, der Drehstrom hatte das Feld erobert. 3000 Volt wurden für die Beleuchtung auf 125 Volt transformiert, und damit war der Entwicklung der Beleuchtung nun keine Schranke mehr gesetzt.

Im Jahre 1904/05 wurden die Freileitungen von der Mechanischen Werkstatt zum Neubau am Rombergtor umgelegt in den Raum des jetzigen technischen Büros der Elektrotechnischen Abteilung. Hier entstand die erste Kraft- und Licht-Verteilungsstelle für die ganze Hütte. 1907 fielen die Freileitungen einer großzügigen Kabelverlegung zum Opfer, die Station wurde in den Keller des Gebäudes gelegt und damit der Grundstock für die vollständige, heute abgeschlossene Elektrifizierung der Hermannshütte gelegt.

## Drinnen und draußen.

### Die „Toteninsel“ in der Verbannung.



Betriebsbüros sind meistens etwas komisch kostümiert; so war es auch bei mir, als ich das Büro bezog. Ein vielleicht 150 Jahre alter Schrank französischer Herkunft, ein ebenso alter Tisch, aber anderen Stils — für Museen bereicherungswürdige Stücke alten Erbes —, ein Ledersofa aus Urgroßmutterzeiten, ein moderner Garderobenhänger, zwei Küchenstühle ganz modern — passende französischen Stils waren bei der Bauabteilung leider nicht aufzutreiben — und die „Toteninsel“ von Böcklin. Sie hing nicht allein an der dunkelweißen Wand, sie hatte auch noch Dekorations-Schweftern, üppige Plakate von Elektrizitätsfirmen, Kohlebürstfabriken, Kalender in allen Größen und Mustertarten von Kaffee- und Kakao-Firmen. Die „Toteninsel“ hatte sich lange in ihr Schicksal ergeben.

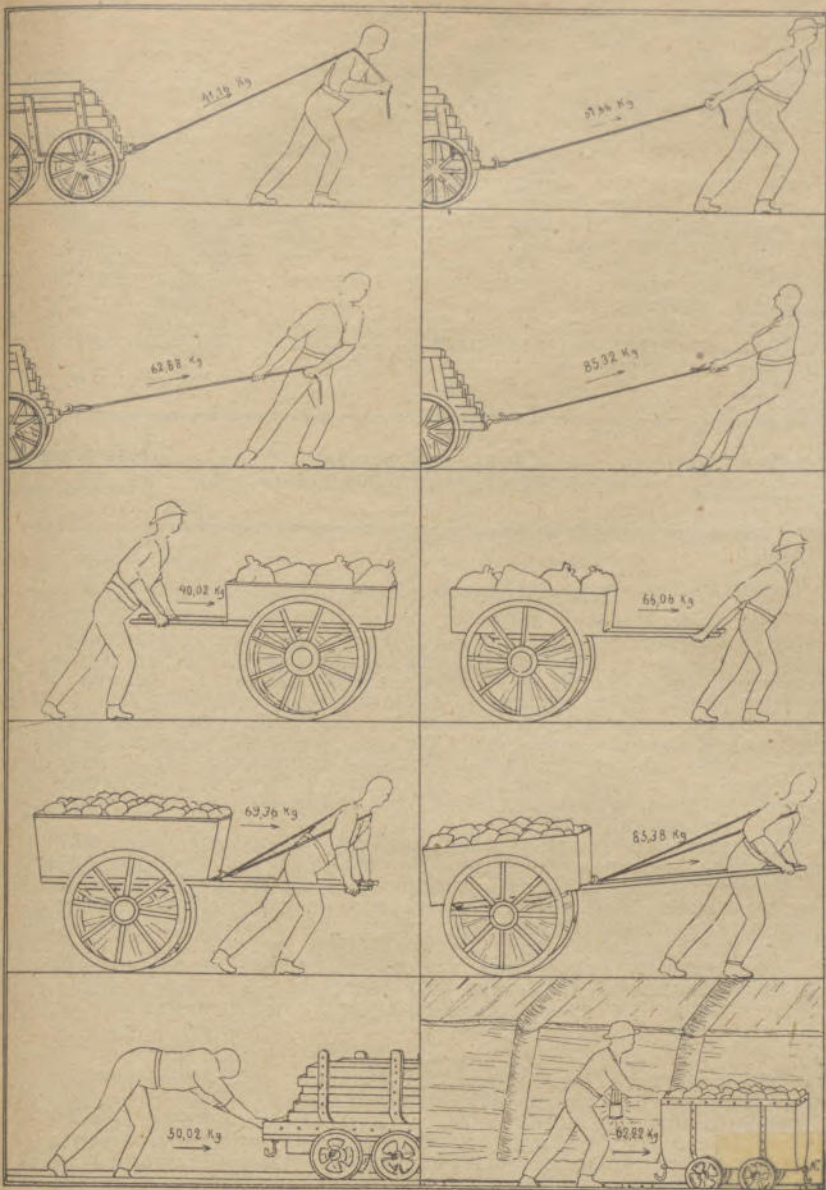
Wie kam sie nur auf ein Betriebsbüro? — Sie war der Merger der Hausfrau — auch Bilder sind Geschmackssache wie die Hausfrau selbst, — und eines Tages sagte der Besitzer der „Toteninsel“ den allerdings wenig künstlerischen, aber einzig möglichen Entschluß, sein Heim im Betriebe mit ihr zu schmücken. Staunende Besucher, — peinliche Fragen. . .

Die Welt ist recht undankbar. Eines Tages sollte die Behausung der „Toteninsel“ renoviert werden. Wie geschmacklos, so alte ehrwürdige Räume zu verändern! Aber es ging nicht mehr; der Mörtel fiel von Wand und Decke. Da kamen die Maurer, die Ofenbauer, die Künstler mit ihren Farbetöpfen, die Strippenzieher. Modern mußte alles werden, alles war nicht mehr gut genug. Die Künstler strichen die Wände in blau, grün und gelb, in den Initialen der Abteilung, und die arme „Toteninsel“ kam wieder an ihren alten Platz. Ihre Dekorations-Schweftern waren verschwunden; sie waren den Feuertod gestorben. Aber der „Toteninsel“ bleiben war nicht lange; lieber wollte sie auch verschwinden, als an der verrückt gewordenen Wand hängen. So kam es, daß sie in den französischen Schrank verfrachtet wurde, um der Erlösung durch ihren Besitzer zu harren. Dieser kam öfters, er wollte aber absolut nichts von ihr wissen. Umsonst war sie doch nicht aus der Wohnung in den Betrieb gewandert! Kurzum, sie wechselte ihren Besitzer, der zunächst auch nicht wußte, ob sie nun endlich in seinem Heim Ruhe finden würde. Vorsichtig tastend sprach ich zu Hause von Kunst, von Malern, von Böcklin, von der „Toteninsel“, — ich fand Verständnis. Der Beschluß war gefaßt: Die „Toteninsel“ kommt in meine Wohnung. Aber ohne eine letzte Kränkung ging es nicht ab. Der pflichteifrige Feuerwehrmann am Werkstor witterte Schleichhandel, das Paket war denn doch zu verdächtig. Die Umhüllung mußte an einer Ecke neugierigen Blicken weichen. So schied Böcklins „Toteninsel“ aus der Verbannung.

### Wie leiste ich viel, ohne vorzeitig zu ermüden?

Sparen, sparen und nochmals sparen ist heute Parole in unsern um ihre Existenz schwer ringenden Betrieben. — Aber nicht nur an Materialien sollte gespart werden, sondern auch an Arbeitskraft. Wer sie vergeudet, versündigt sich an seinem Betrieb nicht weniger als derjenige, welcher noch verwendbare Eisenteile in den Schrott wirft, Werkzeuge verkommen läßt, Öl oder auch nur Wasser verplempert.

In jedem Betriebe gibt es tausende von Möglichkeiten, an menschlicher Arbeitskraft zu sparen. In erster Linie kann dies natürlich durch Beschaffung



und Verwendung geeigneter Maschinen, Vorrichtungen und Arbeitsmethoden geschehen. Das ist Angelegenheit der Werks- bzw. der Betriebsleitung, wenn es auch vorkommen mag, daß Arbeiter die Anregung dazu geben. — Im Nachstehenden soll aber gezeigt werden, wie jeder einzelne Arbeiter an seinem Teil dazu beitragen kann, daß der Gesamterfolg eine Steigerung erfährt, ohne daß Mehraufrengung für den einzelnen erforderlich wäre.

Die beigegebenen Abbildungen zeigen Beispiele dafür: Um eine Last fortzubewegen, kann man die verschiedensten Arten wählen, seine Körperkraft „anpachen“ zu lassen. Die Frage ist: wie kommt sie am besten zur Wirkung? — Eine klare Antwort darauf erteilen die Bilder, und zwar geben die eingetragenen Zahlen an, mit wieviel Kilogramm ein Mann von durchschnittlicher Leistungsfähigkeit in jedem Falle dauernd drücken bzw. ziehen kann.

Die Zusammenstellung beweist, daß — um zum gleichen Arbeitserfolg zu kommen — der eine Arbeiter sich wußt abrackern muß, während der andere ihn gleichsam spielend erzielt. Da jedoch der Arbeitserfolg das Allein-Maßgebende ist, sollte man sich stets überlegen, wie man ohne Kraftvergeudung zu diesem Ziel kommen kann.

Aber nicht nur wie hier wiedergegeben, läßt sich bei jeder Arbeit sparen, sondern noch auf ein Duzend und mehr andere Arten. Man muß während der Arbeit nur einmal darüber nachdenken. — Kein Schritt, kein Handriss, kein Hammerschlag sollte heute in Deutschland getan werden, der nicht zum Ziel hat: Erhöhung des Arbeitserfolges.

Der auf diese Art gesteigerte Arbeitserfolg bedeutet Verbilligung der Erzeugnisse, damit ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt — oder auch Preisförmung und damit Verbesserung der Lebenshaltung.

## Aus dem Reich der Frau.

**Warnung für Eltern und Kinder.** Ein 14jähriger Knabe warf einen Stein und traf damit ein ebenso altes Mädchen ins Auge. Die Eltern desselben klagten gegen den Knaben bzw. dessen Eltern auf Zahlung einer Rente, da das Mädchen durch den Steinwurf schwachsinmig geworden und seine Erwerbsfähigkeit um 30 v. H. gemindert sei. Nach § 818 des Bürgerlichen Gesetzbuches würde der beklagte Knabe nicht haftbar sein, wenn er, da er das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatte, bei Begehung der Tat nicht die zur Erkenntnis der Handlung erforderliche Einsicht besessen hätte. Der Beklagte hatte aber diesen Einwand nicht geltend gemacht, und so mußte er hängen wie ein Volljähriger. In zweiter Instanz anerkannte das Oberlandesgericht Hamm die Ansprüche der Klägerin auf Zahlung einer Rente und verurteilte den Beklagten demgemäß. Die Handlungsweise desselben sei im höchsten Grade fahrlässig und widerrechtlich gewesen.

Das Aufbewahren genagelter Schuhe und Stiefel während der Sommermonate bringt leicht große Enttäuschungen, die im folgenden Herbst und Winter, wenn die Schuhe wieder Dienst tun sollen, insofern zutage treten, daß sie nicht mehr wasserdicht halten. Bei näherem Zusehen wird es sich zeigen, daß die Nägel, zumal wenn sie mit nassem Leder in die Sommerruhe kommen, stark rosten in den Nagellöchern das Leder angreifen und dieses nach und nach so sehr austressen, daß nicht einmal mehr die Nägel halten. Diesem Uebelstand kann man auf einfache Weise dadurch vorbeugen, daß man die Schuhsohlen, wenn sie gründlich trocken sind, mehrmals tüchtig mit Leinölfirnis einreibt, damit sich das Leder gründlich mit diesem vollsaugen kann. In einer reichlich mit diesem Firnis behandelten Schuhsohle wird nie ein Nagel rosten und die Sohle zu Schaden bringen. Sohlen, die regelmäßig mit Leinölfirnis behandelt werden, werden nach und nach so zäh und glasartig, daß ihre Verwendbarkeit und Lebensdauer ganz wesentlich erhöht wird. Wohl gemerkt, mit dem Firnis aber nur die Sohlen behandeln, nicht etwa das Oberleder; dieses wird davon immer rissig.

Insektenstiche werden erst durch Kratzen und Reiben entzündlich und schmerzen dann um so mehr. Durch den Schmutz der Fingernägel kann eine Verunreinigung der Wunde entstehen, die zu Blutvergiftungen führen kann.

## Turnen und Sport.

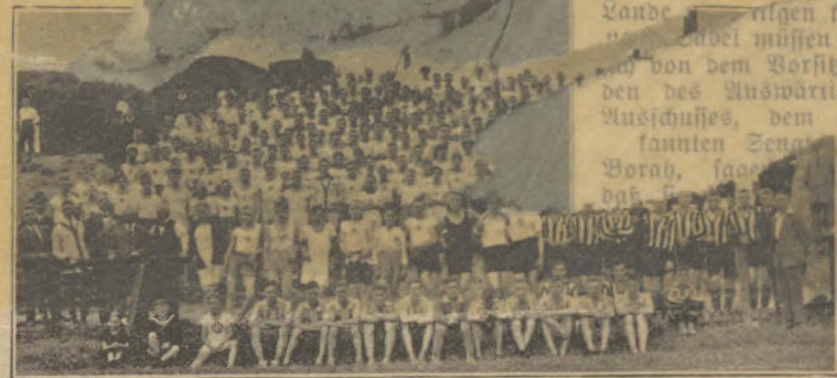
### Industrie und Sportbewegung.



Wer in der Sportbewegung betanmt ist, wird sicherlich schon von diesem oder jenem Wert gehört haben, daß Sportabteilungen besitzt, die sich aus Werksangehörigen zusammensetzen. In nächster Nähe, und zwar in Rheinhäusen, haben wir eine solche Sportabteilung des Krupp'schen Wertes. Es ist sicher anzunehmen, daß die Werte die besten Erfahrungen mit diesen Abteilungen gemacht haben; denn jede Art von Leibesübungen wirkt auf den Ausübenden sowie auch auf dessen Förderer immer wohltuend und vorteilhaft. Für den Ausübenden trägt die Leibesübung wesentlich zur Gesunderhaltung des Körpers und Geistes bei. Der Förderer hat den Vorteil, daß er es mit gesunden, kräftigen und disziplinierten Menschen zu tun hat.

Es wird mancher Vereinssektierer da sein, der den Sport mit der Industrie nicht verquicken möchte. Daß solche Bedenken grundlos sind, wird jeder einsehen, der sich vor Augen führt, wieviel größer und einheitlicher der Sport ausgeübt werden könnte, wenn den Angehörigen eines Wertes, die heute in Tausenden Vereinen verteilt sind, von Seiten des Wertes Gelegenheit zur Ausübung der Leibesübungen jeglicher Art gegeben würde. Jedes Industrieunternehmen würde sich selbst, der Förderung des größten Dienstes erweisen.

Es wird bei manchen Bedenken über die obigen Ausführungen sein. Aber diese Bedenken sind nicht haltbar. Die Sportbewegung trägt



Aufnahme von einem Lehrlingsportfest der G. B. A. G. in Gelsenkirchen.

Sportbewegung besonders nach dem Kriege mitzuerleben, kann ermessen, wie nötig wir Deutsche die körperliche Betätigung der Massen in gegenseitigen Wettkämpfen haben.

Verkannt wird heute noch von vielen der Wert des Sportes. Sie ziehen es vor, an schönen Abenden zu Hause zu sitzen oder in Wirtschaften stundenlang herumzuhochen, damit die steifen Beine ja keine Bewegungen zu machen brauchen, statt der Natur zu huldigen oder sich am Neck und auf dem Spielplatz körperlich zu ertüchtigen. Unsere junge Generation hat das besonders nötig! Betrachtungen über diese, wie sie lebt und — liebt, will ich hier nicht anstellen, — sie sind genugsam bekannt. Hier heißt es helfen — ein Arbeitsfeld für jeden, der zur Volksgesundheit beitragen will. Erziehung der Jugend, Erziehung durch den Sport zu kräftigen und willensstarken Männern. — „Neben der vollen Betätigung des ganzen Seelenmenschen muß der Körper in allen seinen Teilen eine gründliche Durcharbeitung erfahren,“ sagt Richard Harbott in seinem Artikel „Kampfbild“. Diese Einsicht muß kommen, sie muß auch da sein bei der gesamten Industrie und allen Behörden.

R. Hoffacker, Gastraftanlage 3, Abt. Rubrort.

Anmerkung der Schriftleitung: Wir würden es für praktisch halten, wenn alle diejenigen, die hierbei mitwirken wollen, sich unmittelbar mit dem Einsender in Verbindung setzen würden. An Unterstützung seitens der Werksleitung wird es sicher nicht fehlen.

Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag Druckerei A.-G.) — Preisgezüglich verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:  
B. Rud. Fischer, Gelsenkirchen. Druck: Carl Verlenburg, Gelsenkirchen.